

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 209. Bromberg, den 14. September. 1934

Die Irrfahrt des Majors King.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die bis jetzt veröffentlichten Berichte über die Irrfahrt des Majors King sind aus seinen Aufzeichnungen zusammengestellt. Hier folgen nun die Veröffentlichungen Kings — soweit sie seine Gefangenschaft und Erlebnisse bei einem unbekannten und sagenhaften Volksstamm behandeln.

Nach Otjikarus Tode verfielen wir immer mehr und rührten uns nur noch aus unserer Höhle, wenn wir Nahrung suchten. Sonst lagen wir teilnahmslos und kraftlos auf unserem Laublager.

Einmal blinzte ich durch die Lider. Da sah ich zwei Männer.

Ich nahm meine letzte Kraft zusammen, packte den Palmenschaft, der als Waffe neben mir lag, und sprang auf die Beine.

Die beiden Männer sahen mich nur verächtlich an; denn mein Drohen, mich verteidigen zu wollen, mußte grotesk wirken.

Einer der beiden erhob die Hand.

„Wer seid ihr?“ fragte ich. „Was wollt ihr?“ Wo kommt ihr her?“

Sie verstanden mich nicht. Ich sprach englisch, französisch, afrikanisch, kisuaheli. Sie verstanden mich aber nicht.

Sobald sie ein paar Worte zueinander sagten, versuchte ich, hinter den Sinn zu kommen. Es gelang nicht; ihre Sprache hatte Anklänge an das Arabische. — Dann stieß ich Umbala mit der Stange. Der erwachte und döste auf die fremden Menschen hin und gab kein Zeichen der Überraschung.

„Versuche du, in deiner Muttersprache mit ihnen zu reden“, gebot ich Umbala.

Da gurgelte Umbala etwas hervor und erzählte, daß er die Bienen habe.

Da merkten sie wohl, daß er verrückt sei. Aber die fremden Männer starrten ihn an und wußten nicht, was er sagte. Sie trugen eine Art baumwollenes Nachthemd, das reichte bis an die Knie und war über der rechten Achsel geschlossen.

Es waren Gestalten von Kraft, groß wie die Wadschagga oder die Massaistämme der Ebenen, aber Neger waren sie nicht; denn sie hatten die Farbe von altem Eichenholz, das in der Sonne ganz trocken geworden ist. Und jeder von ihnen hatte ein Krummschwert aus Bronze umgeschnallt.

Die Haare trugen sie lang und glatt und unter dem Wirbel gebunden. Die fielen ihnen wie die Quaste eines Kuhschweifs in den Nacken.

Die Fremdlinge befahlen mir und Umbala, ihnen zu folgen, mit einer befehlshaberischen Bewegung, deren Sinn nicht zweifelhaft war. Dabei zerrten sie mich vom Laublager hoch. Den Neger stießen sie mit den Füßen hoch. An diesen Füßen trugen sie Sohlen aus gegerbtem Leder, kreuzweis festgebunden bis über die Knöchel.

Umbala erhob sich schimpfend. Aber er legte sich gleich wieder der Länge nach hin.

„Es geht nicht“, sagte ich. Ich zeigte ihnen die Wunden an Umbalas Leibe. Etliche schwärten. Dann deutete ich ihnen an, daß wir seit zwei Tagen kaum etwas gegessen hätten. Denn wir hatten nicht mehr die Kraft gehabt, ein Wild zu erlegen. Wir waren auch zu stumpf dazu. Und wir hätten uns in der Halle des Fikusbaumes durch die Pforten des Todes geschlafen — da erschienen auf der Schwelle die fremden Wächter.

„Wächter!“ durchzuckte es mich. Ihr Behaben war wie das von Menschen auf einem Dienstgang. Auch ihr Anzug. Aber was gibt es in diesen Gebieten zu bewachen?“ fragte ich mich. Ich stand vor einem neuen Rätsel.

Die Wächter hielten nun einen Rat. Dann hieben sie mit ihren Schwertern Äste von den Bäumen und forderten mich auf, sie in die Halle zu schleifen. Ich tat es.

Von dem Neger verlangten sie nichts. Es war offenbar, daß sie mit ihm nicht in Berührung kommen mochten.

Dann rissen sie Wurzeln von der Dicke eines Strickes vom Fikusbaum ab, die in der Luft hingen, und banden damit die Äste zu einer Trage. Sie verfuhren sehr geschickt. Die Trage wurde so geräumig, daß ich und der Neger nebeneinander darauf liegen konnten. Mit Lianen wurden wir angeschnürt — nicht, um unsere Flucht zu verhindern, sondern weil wir auf dem ungebahnten Wege zu Berge heruntergefallen wären.

Dann begann der Marsch.

„Wohin? Zu welchem Zweck?“ Hundert Fragen bestürmten mich. Beantworten konnte ich keine.

Der Weg ward steil. Wurde holprig. Es war ein Aufstieg über Geröll, in dem Rankenwerk wucherte und Steppengräser wogten, wenn der Hauch des Windes sie berührte.

Wir waren auf dem Gebirge, das ich seit Monaten vor dem Himmel hatte stehen sehen — zuerst als ein Hauch; dann als ein Streifen, der nur ein wenig dunkelblauer war als die Kuppel des Himmels. Immer waren wir dagegen angeschritten — vielleicht seit einem Jahre — vielleicht seit zwei Jahren. Aber die Hoffnung, ihn je zu erreichen, war unter der steilen Sonne zwischen den Sümpfen verbrannt.

Ich hatte seit Jahren in Mombasa, der Hauptstadt Britisch Ostafrikas, gelebt, hatte die Kolonie kreuz und quer durchstreift und verstand reichlich viel von den Negersprachen. Warum hatte ich nie ein Wort von einem Menschenstamme gehört, der auf fernem Gebirge gegen Südwesten siedelte? Ich hatte im englischen Afrika Menschen aus hundert Splitterstämmen kennen gelernt. Diese nicht! War das möglich? Die Rätsel wuchsen. Wo lag dies Gebirge? War das Rhodesien? War das Deutsch-Ost? War es Südwestafrika? War es Belgisch-Kongo?

Da! Ich entsann mich: Missionare hatten mir dies Gebiet als unbewohnbar bezeichnet! Wegen der Sümpfe. Als unerforschtes Land . . . Ich erinnerte mich, daß ich in Büchern über Englisch-Ostafrika gelesen hatte: es seien in alten Zeiten die Perser dort gewesen.

„Die Perser waren dereinst ein Kolonialvolk", besann ich mich. „Wann?"

Darauf kam es nicht an; sondern darauf: „Sind die beiden Wächter Abkömmlinge jener Asiaten, die in vorchristlicher Zeit die Küsten Afrikas eroberten?"

Ich hatte in der Nähe von Mombasa persische Ruinen besucht, deren Alter man auf dreitausend Jahre schätzte... An dies alles dachte ich nun.

Der Weg am Gebirgsweg war weit. Der Marsch war mühselig.

Dann blieb auch der Wald hinter uns. Wir kamen durch Pflanzungen. Die Banane gedieh hier köstlich, Kaffee gut, aber auf sehr bescheidenen Anbauflächen. Ich suchte nicht nach einer Erklärung für diese ungewöhnliche Tatsache. Baumwolle war besser und reichlich. Im Quellgebiet eines Bergbachs wurden Reis gebaut, Getreide und Ölsaaten.

Zuletzt dehnte sich eine Fläche mit Bauwerken. Es waren auch Ruinen dabei. Ruinen von Steinhäusern. Es waren auch bewohnte Steinhäuser da mit flachen Dächern, und ein „Palast". Und viele niedrige, lange, zeilige Häuser aus geflochtenem Astwerk, mit Lehm beworfen und mit Bananenblättern gedeckt. Es waren Satteldächer.

Zwischen den Häusern war der Berg ganz plan und sauber wie Asphalt. Es lag die grelle Sonne darauf. Aber die Häuser waren nicht straßenförmig hingesetzt. Es gab zwischen ihnen Plätze aller Größen. Doch nicht ein einziger Mensch schritt darüber.

Und ringsherum lag Hochwald. Es reichte kein Dach bis über die Wipfel.

Die ersten Häuser, an denen die Wächter uns vorbeitrugen, waren eine Gerberei und eine Färberei. Die standen vor dieser Stadt auf dem Berge, im Schatten des Waldes — Stadt?

Weithin brannte Deutsch-Ost. Edward King hatte es mit angesteckt. Er sah von den blauen Bergen, auf die er monatelang — jahrelang? — zugewandert war, aber nicht ein Fähnlein Rauch. Ob diese blauen Berge noch im deutschen Schutzgebiet lagen, konnte King nicht erfahren. Über seine Erlebnisse bei dem unbekannten sagenhaften Volksstamm, der im Gebiet der blauen Berge wohnt, lassen wir King aus seinen Aufzeichnungen selber berichten:

3 Jahre Gefangenschaft in Oi-thum.

Ich sagte zu dem Neger Umbala: „Vielleicht sind diese blauen Berge Grenzland, vielleicht sind sie schon Belgisch-Kongo? Was liegt daran?"

Ich und Umbala wurden in ein Gebäude aus Stein gebracht, das ich für einen kleinen Tempel hielt. Für uns war es ein Krankenhaus. Es war ein vergittertes Oberlicht in der Deckenwölbung, das unerreichbar war.

An jedem Tag einmal besuchte uns ein Mann in einem weißen Matnel. Es war eine stumme Arztvisite. Dieser Medizinmann war der Priester Doma.

Dieser Aufenthalt war für mich trotz allem eine Qual. Nie zuvor waren die Viertelstunden auf so bleiernen Sohlen geschritten. Der Neger Umbala empfand das nicht. Er schlief oder döste. Er schien tot im Geiste; aber er verschlang gierig die Speisen, die meist aus Reis oder geschrotetem Mais bestanden.

Es konnten vier Wochen vergangen sein oder mehr — da kam der Priester Doma nicht mehr als Arzt, sondern als Lehrer. Ich war nun geheilt und sollte die Sprache des Stammes lernen. Bisher hatte ich nur mit Gesten fragen und antworten müssen. Das war mühsam.

Dem Unterricht folgte ich mit aller Teilnahme, deren ich fähig war. Bart und Haare waren mir geschnitten, und ich bekam nun wieder das Aussehen und Gehaben des Menschen von früher.

Der Priester Doma verfügte über eine Bildung, die mich an die Kultur der alten Ägypter erinnerte. Auch seinem Aussehen nach konnte man diesen Priester für einen Mann halten, der einem der Königsgräber entstiegen war und wieder wandelte, unberührt von den Jahrtausenden.

Priester Doma kannte den Gang der Gestirne und die Einteilung des Jahres in zwölf Mondmonate. Darüber hinaus hatte er mancherlei astronomische Kenntnisse. Von dem Lehrgegenstand wurde ich aufs äußerste gefesselt. Ich erfuhr Dinge, die die Wissenschaft von heute gar nicht mehr oder noch nicht kennt. „Ich will mir das aufschreiben", sagte ich zu Doma.

„Es ist gegen das Gesetz", sagte Doma, „nur Priester dürfen schreiben."

„Was gehen mich eure Gesetze an?"

„Du hast dich danach zu richten; denn du bist unser Gefangener. Oder du verfällst dem Tode. Alle verfallen dem Tode, alle verfallen dem Tode, die gegen das Gesetz fehlen."

„Dann will ich es schreiben, wenn ich frei bin." — „Du wirst nie frei sein", sagte der Priester.

•

Eines Tages, als ich die Sprache des Priesters radebrechen konnte, wurden wir beiden Gefangenen von Wachen auf eine Au im Urwald geführt. Vor den Häuptling des Stammes. Auf dem Wege wurden uns die Augen verbunden. Als die Binden von den Augen fielen, sah ich: es waren auf dieser Waldeinsamkeit Jünglinge und Männer des Stammes versammelt. Etwa vierhundert. Alle waren im Schmuck der Krieger. Sie trugen kurze, breite Bronzesäbel, wie ich sie schon an den Wächtern gesehen hatte. Aber auch kunstreich gearbeitete Bogen. Die Führer hatten sogar Panzerhemden mit edlem Gestein. Die waren wohl in einem anderen Jahrtausend geschmiedet worden. Sahen aus wie Museumsstücke.

An der Waldfreiheit erhoben sich die Ruinen eines Tempels, übersponnen von Lianen. Neben dem Altar stand der Stuhl des Häuptlings. Dieser Stuhl war bemalt mit dem Zeichen einer Bilderschrift. Die hatte ich zuvor nie gesehen.

Der Priester Doma sprach zur mir: „Dein Leben wird dir geschenkt, weil deine Haut von der Farbe des Mondes ist. Aber du bleibst unser Gefangener. Der Neger dagegen wird den Göttern geopfert nach dem Gesetz." Umbala, der keine Ahnung von diesem Beschluß hatte, wurde in die Tiefen des Waldes geführt. Er kam nicht wieder. Ich verfiel danach einer Erregung, die mich auf das Krankenlager warf. Als ich gesund war, wurde ich den Priestern übergeben. Ich lernte nun ihre Sprache recht gut, durfte darüber hinaus aber mit niemandem reden.

Die Priester hatten den Schlüssel zu der Hieroglyphenschrift. Von ihnen erfuhr ich: der Häuptling gilt als der Sohn des Sonnengottes, zu dem sie beten, und einer sterblichen Frau.

„Und wie nennt ihr euch?" fragte ich Doma.

„Oi-thum", antwortete der Priester. „Oi-thum heißt die weiten Wanderer." Nach einer ihrer Legenden waren sie aus fernen Landen von Barbaren vertrieben worden. Seit sie zwischen jenen Bergen zur Ruhe gekommen waren, mieden sie jede Gemeinsamkeit mit anderen Stämmen. Farbige, die in ihre Grenzen drangen, verfielen dem Tode; Weiße konnten in die Dienste des Häuptlings gestellt werden. Ich dachte: Flieger müßten doch einmal über diese blauen Berge gekreuzt sein. Der Priester gab auf diese Frage keine klare Antwort. Aber ich hatte Grund, anzunehmen: wenn einer hier lande, sei es, als habe er den Todesfluß Styx überflogen.

Es gab im Reich Oi-thum kein Geld; denn es gab keinen Handel. Sie tauschten ihre Erzeugnisse untereinander. Die Leute waren Ackerbauer oder Handwerker; was sie zu des Lebens Nahrung und Notdurft brauchten, trugen Feld und Wald. Sie brannten den Kalk zu ihren Mauern, gerbten die Häute der Büffel zu Leder, spannen die Baumwolle ihrer Pflanzungen. Kinder sah ich kaum. „Es gibt nicht viel in Oi-thum", verriet mir der Wärter, der das Essen brachte, „sie werden im Wald erzogen." Er sagte aber nicht: die Geistesschwachen und Kranken werden in die Felsen gestürzt.

Der Arzt des Reiches Oi-thum war Doma. Er hatte tüchtige Kenntnisse in der Kräuterkunde. Merkwürdig mutete bei diesem Medizinmann an, daß er impfte, und zwar gegen allerlei Übel des Leibes; vor allem als Vorbeugungsmittel gegen die Wirkung des Schlangengifts.

Es bestand kein Zweifel: ich war einem Stamm in die Hände gefallen, von dessen Dasein weder die Wissenschaft noch die Negerstämme dieser Breiten Kenntnis haben.

Mit den Priestern gestaltete sich mein Verhältnis freundlich, vor allem mit Doma. „Doma heißt der „Beobachter des Mondes"," erklärte mir der Priester. Ich lernte bei Doma eifrig die Sprache. Dabei kamen wir stets auf die Pyramiden zu reden, ganz wie im Anfang meines Aufenthalts in Oi-thum. Doma hatte darüber seltsame Anschauungen, die er aus einem Pergament gewonnen hatte, das Tausende von Jahren alt war. Dies Pergament sollte

von den Urahnen des Volkes stammen und in jener Heimat geschrieben sein, aus der sie vertrieben worden waren.

„Wann?"

„Es läßt sich nicht errechnen. Vielleicht vor fünftausend Jahren."

„Seit fünftausend Jahren wohnt ihr auf diesem Berge?"

„Nein", sagte Doma, „wir sind durch die ganze Welt gewandert, heißt es, ehe wir hier seßhaft wurden. Weite Wanderer, Mann! Auf diesem Berge wohnen wir erst seit den Tagen der Urväter."

„Seit zweihundert Jahren?"

„Es kann wohl sein", sagte Doma.

Von Europa hörte Doma gern. Ich merkte, wie stark sich der Priester davon fesseln ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schrei der wilden Schwäne.

Skizze von **Carl von Bremen.**

Nach Sonnenuntergang, aber bevor es noch dunkel ist im Dorf, geht Ulrike Voß zum Fischerhoftor hinaus, die Dorfstraße lang, um die Gärten schlägt sie einen Bogen. Und dann steht sie schon oben auf der Düne.

Die Knaben, die kennen ihren Weg, sie gehen so, daß sie ihr begegnen, andere gehen ihr nach. Aber am Fuß der Düne machen sie kehrt und lassen Ulrike Voß allein. Denn es steht in ihrem Gesicht, daß sie an diesem Abend allein auf die Düne steigen will!

Und wenn die Knaben sie fragen würden, was sie denn dort oben treibe, so würde Ulrike ihnen sagen: „Oh, sie warte auf jemanden." — Und wer denn das sei? — „Das könnt Ihr mir glauben: der Vater!" — „Und wenn der Vater nun käme, was dann?" — „Was dann?" würde Ulrike rufen. „Jungens, was dann, wenn der Steuermann Voß heimkommt nach Wiek — Das versteht Ihr nicht, Jungs!"

Dann auf einmal kommt ganz nah heran das große, schöne Leben auf dem Fischerhof. Denkt nur, da öffnen sich alle Türen! Ja, dann wird frisches, gutes Brot gebacken. Und die Mutter und Hinnerk und Ulrike, die gehen durch die Stuben, und alles Messinggerät wird blank gerieben. Man braucht nicht mit Worten zu sparen und nicht mit dem Schinken und den Eiern, wenn der Vater heimkommt.

Ja, dann fängt das große Leben an. Hinaus aus der engen Winterstube, in den Garten und an den Fischerhafen geht der Vater mit der Mutter und den Kindern. Die anderen Kapitänsfrauen und Steuermannsfrauen schieben den Vorhang vom niedrigen Fenster zur Seite und horchen hin, was Steuermann Voß von seinen letzten Reisen über See zu erzählen hat.

Wenn der Vater heimkommt, wird der Hinnerk vor dem Haus am Mast die neue Fahne hissen. Und diesen Mast, den kennt der Vater noch gar nicht. Den hat Hinnerk besorgt, vom runden Taler, den der Vater ihm gegeben hatte, bevor er das letztemal zur See hinausging.

„Für die neue Fahne müssen wir einen neuen Mast haben", hatte Hinnerk gesagt. Und die Mutter sprach nicht dagegen: „Hinnerk, heb dir den Taler auf für was Besseres!" Nein, die Mutter hatte dabei gestanden, als Hinnerk den Fahnenmast am Hoftor einrammte. Er kam damit ganz gut zurecht, obgleich das Männerarbeit war. Das wird Ulrike dem Vater erzählen. Oh, sie wird die Worte dafür sich schon bald zurecht legen.

Bald zwei Jahre lang haben die Mutter Voß und die Kinder alle Worte aufgespart für die Heimkehr des Vaters. Und sie alle drei haben in der kleinen Hinterstube schweigsam zusammengelebt, bei knappem Holz und einfacher Kost und ernster Arbeit; sie haben gewartet, jeder auf seine Art . . .

Ulrike hat mit der Mutter zusammen das Schiff, das von Großvaters Zeiten in Holz großgeschnitzt dastand, dessen Takelage aber die Zeit zerstört hatte, aufgeklärt.

Hinnerks Finger waren viel zu hölzern, die Seidenfäden der Wanten, Schoten, Dirken, die auf dem wirklichen Segler Eisentrossen und steifes Tauwerk sind, durch die feinen kleinen Blockrollen zu fädeln und zu knoten. Nein, diese Segel, die konnte er nicht hissen, er hätte sie in seiner Faust zerdrückt, der Hinnerk.

Nun stand das alte Hausschiff der Vossens, das lange verstaubt auf dem Dachboden unter dem Schilfrohr lag, wieder an seinem Ehrenplatz im Flur auf der dunklen Kommode, so daß jeder, der ins Haus kommt, ihn sehen muß, den Segler „Ulrike Voß", den fast drei Jahrzehnte lang der Großvater gefahren hatte.

Solch ein kostbares Erinnerungsgut stand noch in manch altem Seemannshaus in Wiek.

Ulrikes Vater war nicht mehr der Eigner eines Fahrzeuges, und er fuhr auch nicht mehr unter Segeln. Er ist Steuermann auf dem Frachtdamper „Flensburg", der den Stillen Ozean durchquert.

Wenn der Vater heimkommt, wird Hinnerk sich wieder im Winken üben, und auch Ulrike will die Flaggensprache vom Vater lernen, kein Mädchen von Wiek kann das sonst .. Der Vater wird es sie lehren, während sie mit Hinnerk zusammen ihn lehren wird, die neuen Lieder zu pfeifen, die man jetzt überall auf dem Lande singt. Und dann können sie ja auch ein Wettflöten veranstalten, davon hat Hinnerk schon einmal gesprochen.

Der Wind weht warm aus Süd an diesem Tag. Die Mutter sitzt jetzt in der Stube und hört im Radio die Wetterberichte. Und dann sieht sie noch einmal nach dem Rechten im Stall und trägt den letzten Eimer Wasser in die Küche. Dann holt sie aus dem Kasten wieder Hinnerks Wäsche hervor, um daran zu arbeiten.

Ulrike steht noch immer oben auf der Düne. Es ist dunkel geworden, aber die Brandung ist weich. Nun wird es auch wieder Zeit, daß Ulrike Voß hinuntersteigt von der Düne, um im Hause zu helfen.

Ja, wieso überhaupt wartet Ulrike Voß hier oben auf der Düne auf ihren Vater, Der kommt doch vom Hamburger Hafen mit der Eisenbahn, und dann das letzte Stück mit dem Postauto zum Fischerdorf.

Nun, Ulrike wartet auf ihre besondere Art, und das ist auch die Art, wie man früher in Wiek auf die Heimkunft der Seefahrer gewartet hat. Da tauchten am Horizont die Segel auf, und dann raspelten die Ankertrossen vor dem heimatlichen Fischerhafen.

Heute ist es anders! Es kommt kein Segler mehr aus der weiten Welt her in den versandeten Hafen von Wiek. Und doch hat Ulrike allen Grund, gerade hier oben Ausschau zu halten, denn der Vater hat ihr gesagt, damals, als er fortging: „In zwei Jahren paß auf, Ulrike, wenn die Wildschwäne kommen . . ."

So war es. Wenn die ersten Wildschwäne das Küstenland überflogen, dann durfte Ulrike Voß die Ankunft des Vaters erwarten, denn den Flug der wilden Schwäne gab der Vater ihr an als die Zeit der Heimkehr.

Von der Stranddüne schaute man am weitesten über die See und den Bodden weg. Und selbst in der großen Dunkelheit vernahm man hier von weither den Schrei der Zugvögel.

Der Wind steht von Süd, darum bleibt Ulrike Voß an diesem Abend solange draußen stehen. Ja, wenn Ulrike den Zug der ersten Schwäne zu Hause melden kann, dann späht sie von dem Tag an zusammen mit Hinnerk aus. Und wenn die Ungeduld im alten Seefahrer-Haus noch größer wächst, dann kommt gewiß auch die Mutter mit herauf. Auch die Mutter kann auf die Dauer nicht das gleichmäßig ruhige Gesicht tragen.

„Wann werden die Schwäne kommen?" denkt Ulrike. Noch einen Augenblick, noch einen Augenblick will ich abwarten, sagt sie sich. Und dann will ich die Düne zurückjagen nach Hause, um alle versäumte Arbeit doppelt so schnell nachzuholen!

Ja, was ist denn? Ulrike stürmt die Düne hinunter durch die stille Dorfstraße in das alte Haus am Weidenknick. Sie faßt nach dem Arm der Mutter, denn jetzt hat sie den Schrei der wilden Schwäne deutlich vernommen.

Mutter und Hinnerk eilen sich, sie wollen auch auf die Düne herauf, die Schwäne rufen hören.

Ein Fischerknabe, er stand am Zaun und sah Mutter Voß mit ihren Kindern die Sanddüne herauflaufen am Anfang der Nacht . . .

Keine Woche später, und die Fahne weht am weißen Mast. Und der Mast ist höher als das Schilfdach des Schifferhauses. Der blaue Rauch von Steuermann Vossens Tabakspfeife zieht durch den sonnigen Flur.

Die Fischerjungen aber glauben seitdem, die stolze Ulrike Voß könne die Zukunft voraussehen.

Zweikampf um die Abendzeitung.

Heitere Skizze von **Ludwig Waldau.**

Jeden Nachmittag spielte sich dasselbe ab zwischen den zwei Stammgästen des Kaffeehauses; zwischen dem kleinen Dicken und dem langen Dürren: der Zuerstkommende stürzte sich wie ein Habicht auf die „Neuesten Nachrichten" und baute sich damit triumphierend in seine Ecke, während der Späterkommende wütend in seiner Tasse rührte und seinen Rivalen mit Blicken zu erdolchen versuchte. Dieser wiederum verlieh seiner Lektüre hohnlächelnd ein Schneckentempo, das den andern durch alle Abgründe der Wut und Verzweiflung peitschte.

Eines Tages aber erreichte dieser Kampf eine nie geahnte dramatische Höhe: der kleine Dicke findet seinen Feind schon lesend vor. Als ihm der Ober dann den üblichen Kaffee bringt, fragt er, mühsam beherrscht: „„Sind die „Neusten" schon lange besetzt?" — „Na", tröstet der Kellner, „'ne Weile liest der Herr schon". — „So", atmet der Frager auf und rührt erleichtert in seiner Tasse. Dann sieht er auf die Uhr. Schrecklich, dieses Warten! — Ehe der eine Seite runtergelesen hat! Zum Verzweifeln! — Jetzt! Nein, er ist noch immer nicht fertig! Also: warten — warten! Langsam schleicht der Uhrzeiger weiter. — Jetzt! Nein, er ist immer noch nicht fertig! Himmeldonnerwetter!

„Ober! Herr Ober! Jetzt hört der wieder nicht — Ooobeer!"

„Ja, bitte mein Herr??"

„Ach, fragen Sie doch mal den Herrn da drüben, ob nun endlich bald mal die „Neuste" frei wird! Eine volle Stunde warte ich schon darauf. Unerhört ist das! Noch nicht mal eingespannt ist das Blatt. Unglaublich!"

Der Ober schwirrt los. „Verzeihen der Herr; ist die „Neuste" bald frei?"

„Nein!" klangt es scharf und deutlich zurück.

Kochend vor Grimm vernimmt der kleine Dicke des Obers bedauerndes „Wird noch gelesen". Nach fünfzehn, zwanzig Minuten liest „das Ekel" drüben immer noch! Bibbernd vor Wut tönt's durchs Lokal: „„Oberr! Oberr!"

„Bitte sehr??"

„Holen Sie mir mal sofort den Herrn Geschäftsführer her! Ich laß mir das nicht länger gefallen!"

Der Geschäftsführer kommt untertänigst angeschwebt.

„Hörn Sie mal: Ich bin Stammgast hier! Ich komme täglich in Ihr Lokal, um die „Neusten Nachrichten" zu lesen. Und da drüben sitzt einer schon geschlagene zwei Stunden und gibt die „Neusten" einfach nicht aus der Hand. Ist denn die Zeitung nur für den einen Gast da oder für alle, wie?"

„Einen Augenblick, mein Herr!" Und mit würdevoller Entschlossenheit geht der Geschäftsführer auf den Übeltäter zu: „Verzeih'n, mein Herr; dürfte ich mal für ein Augenblickchen um die Zeitung bitten? Sie bekommen das Blatt dann gleich zurück!"

„Nein!" sagt der Angesprochene in aller Ruhe, aber laut und deutlich. „Ich denke gar nicht daran!"

Der Herr Geschäftsführer erstarrt zur Salzsäule und schluckt nach Luft wie ein Goldfisch. Da — kracht hinter ihm ein Stuhl zu Boden, und neben dem erschreckten Manne steht zornbebend der kleine Dicke.

„Was?" so kreischt er, an allen Gliedern zitternd. „Sie wollen die Zeitung nicht hergeben? Was fällt Ihnen denn ein, Sie . . . Sie . . . Sie lesen schon seit Stunden in der „Neusten"; nur um mich zu ärgern. Das ist unerhört!"

„Halt!" unterbricht ihn da höhnisch der Angebrüllte. „Ich kann in der Zeitung so lange lesen, solange ich will. Dies ist nämlich meine eigene Zeitung. Ich habe sie mir gekauft, wenn Sie gestatten.

Sprach's und ließ den verdutzten Dicken abgehen.

Herbst.

Aus Dunstgewölk schält sich Azur,
Da blinkt der taubesäte Wald
Und rauscht im Schmuck
Von Purpurkränzen . . .

O morgenfrisch bereifte Flur,
Entschleierst du dich, lacht nun bald
Dein Goldgrün? —
Ach, nur Stoppeln glänzen.

Fritz Fleischhauer.



Bunte Chronik



Der veredelte Tabakrauch.

Es gibt nicht wenig Menschen, die den Tabakrauch unschön finden. Für sie ist die Einrichtung bestimmt, die jüngst Dr. Neumann Wender im rumänischen Cernauti ersonnen hat. Danach werden in den Weg des Rauches zwei Filter hintereinander angeordnet. Diese beiden Vorrichtungen, die porös sind, haben verschiedene Aufgaben zu erfüllen. Das der Quelle des Rauches am nächsten angebrachte Filter ist mit einer Masse versehen, die alle übel schmeckenden und schlecht riechenden Bestandteile des Tabakrauches aufnehmen, niederschlagen oder sonstwie vernichten kann. Zu diesen Chemikalien gehört beispielsweise das Kobaltsulfat. Das dahinter befindliche Filter dagegen enthält Stoffe, die dem Rauch einen angenehmen Duft verleihen. Natürlich kann die Zahl der Filter und Filtergruppen auch vermehrt werden. Ob diese Einrichtung viele Freunde erwerben wird? Über den Geschmack läßt sich eben auch hier nicht streiten.



Lustige Ecke



Durch die Blume. „Wann glauben Sie, daß Sie mir Ihre Schuld bezahlen können?"

„Nein, wie Sie mich aber an meinen Jüngsten erinnern."

„Soll das eine Antwort auf meine Frage sein?"

„Wissen Sie, mein Jüngster stellt nämlich auch immer Fragen, die ich nicht beantworten kann."

*

Vorschlag zur Güte. Nuffel schießt knieend aufgelegt, aber die Scheibe merkt nichts davon. „Nochmal", sagt der Schießunteroffizier unheimlich ruhig. Dasselbe Resultat. „Nochmal." — Aber wieder muß Nuffel betrübt mit dem Kopf schütteln.

„Nuffel, Sie — was denken Sie sich denn? Die Scheibe soll doch getroffen werden. Was tu ich bloß mit Ihnen?"

„Wie wär's denn mal mit'n Bajonettangriff, Herr Unteroffizier?" sagt Nuffel verschmitzt.

*

Schottische Auffassung. Kinley kauft ein Pfund Zucker. Der Verkäufer wiegt ab, die Skala zeigt ein genaues Pfund.

„Schlecht gewogen", murrt Mac.

„Aber mein Herr . . ."

„Schon gut, aber Sie haben die Tüte mitgewogen."

*

Die Schönheitsärztin wollte ein Auto kaufen.

„Gefällt Ihnen dieses?" fragte der Verkäufer.

„Nein, es ist zu schwach auf der Brust und zu stark in den Hüften, außerdem ist der Teint ungesund."

*

Schotten machten eine Autotour. Jeder sollte etwas Benzin mitbringen. Das Auto fuhr nicht. Sie hatten nur den halben Inhalt Ihrer Benzinfeuerzeuge entleert.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.